

Linzer Schnitte

Das Festival Ars Electronica hat die Zukunft nicht mehr im Griff

Wenn Ansprüche und Wirklichkeit auseinanderklaffen, dann kann das daran liegen, dass die Ansprüche die Wirklichkeit überfordern. Dass sie frivol etwas reklamieren, das die Wirklichkeit nicht liefern kann, weil sie technisch, avantgardistisch, intellektuell einfach nicht hinterherkommt. Anspruch und Wirklichkeit können aber auch deswegen auseinanderfallen, weil die Wirklichkeit sich hartnäckig weigert, den Anspruch ernst zu nehmen. Vielleicht, weil die Wirklichkeit sich in eine andere Richtung entwickelt. Vielleicht aber auch, weil der Anspruch angesichts dessen, was längst wirklich ist, in Banalität verflacht. Eben das war in diesem Jahr beim Ars Electronica Festival in Linz zu beklagen: der Leerlauf künstlerischer Ambition angesichts dessen, was längst Realität ist. Wie auch die Verballhornung des eigenen Anspruchs.

Man muss vielleicht daran erinnern, dass die seit 1979 ausgerichtete Ars Electronica sich von 1987 an immer unter ein Motto gestellt hat, das nicht nur von einer künstlerischen Internationale bearbeitet oder mit adäquaten Werken in einer Ausstellung bestückt, sondern auch von Wissenschaftlern aller Fakultäten in einem Symposium intellektuell versorgt wurde. Früher, in dieser guten Linzer Zeit, hatten die Themen einen geradezu atemberaubenden Vorsprung vor dem, was (noch) Wirklichkeit war.

Die Ars Electronica, die beispielsweise schon 1989 den Menschen „Im Netz der Systeme“ verortete, ein Jahr später „digitalen Träumen, virtuellen Welten“ auf der Spur war, 1998 bereits den „Infowar“ ausrief, 2005 das „Hybride – Leben im Paradox“, 2007 „Goodbye Privacy“ feststellen musste, diese Ars Electronica war tatsächlich einmal ein Sezierschneidmesser gewesen. Es drang tief in das träge Fleisch der Weltwirklichkeit ein und legte offen, was sich vorerst nur subkutan zeigte: dass es digitale Entwicklungen, technische Errungenschaften, elektronische Maschinen und Roboter sind, die unser Leben nachhaltig verändern. Die auch verändern, wie wir die Wirklichkeit wahrnehmen. Diese Linzer Schnitte waren augenöffnend. Sie vermittelten, dass Medien keinesfalls neutrale Träger von Botschaften sind, sondern Teil der Botschaft vom neuen Menschen selbst. Die Ars Electronica wurde zur Intervention, die das Zeitgefüge ein wenig aufriss und – oft auch gewagt – einen kurzen Blick auf das Künftige, eine Zuckung der Zukunft in der Gegenwart zuließ.

Man darf auch nicht vergessen, dass seit jenen besseren Tagen der Linzer Zukunftschau faktisch eine elektronische Revolution des Digitalen stattgefunden hat. Unser Leben hat sich seit 1989 drastisch an die veränderten Möglichkeiten und Bedingun-

gen angepasst. Der Vorsprung, den die Ars Electronica einmal vor der Wirklichkeit hatte, schrumpfte. Nach dem NSA-Skandal, nach den täglichen Meldungen von Cyberkriminalität, aber auch wegen des inzwischen selbstverständlichen Umgangs mit neuen Telekommunikationsmöglichkeiten und sozialen Netzen benötigt man die Vorgriffe dieser Ars Electronica auf die Zukunft nicht mehr, um sie zu besitzen. Schon am banalen Motto „C... what it takes to change“ kann man Symptome der Erschöpfung ablesen. Denn dieses „C“ will nicht auf einen Begriff verweisen, etwa „Culture“, sondern anscheinend auf alle Nomen, die sich unter dem Buchstaben

Die diesjährige Neuheit bei der Ars Electronica: eine „Do-it-yourself“-Nähwerkstatt

„C“ in Oxford Advanced Learner's Dictionary finden. Auf dem Veranstaltungsplakat ist alles von Communication, Citizen, Cruelty bis zu China, Cumulation und Coincidence willkürlich abgedruckt. Aber was soll sich verändern – und wo? Darauf gibt der seit 1996 amtierende künstlerische Leiter, Gerfried Stocker, im österreichischen *Standard* die Antwort: „Veränderung ist ein Prozess, den man am besten startet, wenn es einem gut geht. Wir stellen etwa das Format Festival selbst infrage. Wir müssen hinaus in die Stadt und transformieren temporär einen Teil des Linzer Stadtzentrums.“ Doch statt hinaus in die Stadt ging es rein ins Einkaufszentrum. Die Kunst indes war dort nicht leicht zu fin-



Die Sitzung bei Daniel Boschung, dem Gesichtskartografen, dauert 20 Minuten. Dann ist jede Pore erfasst. FOTOS: BOSCHUNG

den. An mit Luftballons behängten Ständen drucken fleißige 3D-Drucker Siegelringe in verschiedenen Fingerstärken und Farben aus. Kunst? Eher Handwerk. Ein Modegeschäft bestückt eine Schaufensterpuppe mit einem LED-Kleid. Hatte man das nicht schon 2009 bei „Human Nature“ gesehen? Im Akademischen Gymnasium, wo im Hof der Künstler-Nachwuchs tobt, findet sich eine DIY-Nähküche. Hier kann man noch ganz entschleunigt schneiden, während man im dritten Stock von der tristen Gemeinschaftsmonitorarbeit „Buddha on the Beach“ aus Taiwan allein gelassen wird. „Chaos, Faschismus oder Paradies?“, fragt der Untertitel des Buddha-Gewimmels. Das wüsste man auch gerne.

Im Ars Electronica Center, dem seit 2009 bestehenden Ausstellungshaus für elektronische Kunst, beäugt eine Kamera, montiert auf einem Industrie-Roboter, ein menschliches Gesicht aus nächster Nähe, um mehr als 600 Nahaufnahmen davon zu machen. Der Schweizer Fotograf Daniel Boschung setzt die Detailaufnahmen zu hyperrealen Porträts zusammen. Das Maschinen-Auge ist der pedantischste Beobachter. Hier gelingt der Ars Electronica wenigstens eine zeitgemäße Antwort.

Verblendet – im Wortsinn! – müssen die Verantwortlichen des Linzer Mariendoms gewesen sein, als sie gestatteten, dass die Fassade der Kirche bei eintretender Dunkelheit von Projektions-Künstlern bespielt werden darf. Video-Mapping nennt sich ein Verfahren, nach dem das Bild des Domes im Maßstab 1:1 auf dessen Außenwand projiziert wird – garniert mit visuellen Beiläufigkeiten, ein paar nicht existenten Heiligen etwa und einem Schlüssel zum Aufziehen der zentralen Fensterrosette. Diese Trivialisierung des Sakralbaus trägt den Titel „Archifon III“. Was bedeutet, dass die Projektion audiovisuelle Jukebox-Effekte hervorbringt. Denn, so die tschechischen Künstler Tomáš Dvořák und Dan Gregor: „In unserer Arbeit wollen wir den historischen, funktionalen und religiösen Aspekt des Gebäudes nicht zu sehr betonen.“ ‚Gar nicht‘ wäre aufrichtiger.

Die Ars Electronica teilt mittlerweile das Schicksal auch einer anderen von Peter Weibel begründeten Institution: des Zentrums für Kunst und Medientechnologie (ZKM) in Karlsruhe. Vor Jahrzehnten angetreten als gigantische Versprechen auf eine Kunst der Zukunft, erleben diese Institutionen, wie sie zu Dinosauriern und Exoten des Betriebs werden. Die bloße Verwendung von Medien und Technologie ist heute kein Ausweis für Kunst der Zukunft mehr. Nachgeborene Künstlergenerationen machen einfach – mit überzeugenden Resultaten. Und Dinosaurier sterben dann auch in Linz irgendwann aus.

BERND GRAFF